aber mühselig ist die Arbeit im Felsgebröckel der Wingerte, die Reben zu pflegen, Dünger hinauf zu schaffen in rutschende Schrägböden. Den faulenzenden Mann im Boot, der sich auf Luftkissen dehnt wie im Klubsessel, begleitet die steinige Musik dieser Arbeit, ein ununterbrochen taktmäßiges Knattern und Splittern — gedämpft und verhalten wie alles an diesem Fluß, durchklungen vom lockend-närrischen Zuruf des Kuckucks, der aus Waldhängen und grünen Talspalten tönt. Nie im Leben hatten wir so anhaltende Kuckucksrufe gehört.

„Bilderbogen moselländischer Geschichte."

Von Lieser bis Beilstein wiegt uns in drei Tagen die gute Mosel. Am Ufer hingestreckt liegen Dörfer und Städtchen, in Täler gezwängt oder hochgewürfelt und auf die Felsen gesprungen.

In drei Tagen zog der Bilderbogen moselländischer Geschichte vorüber. Kastelle, Klöster und Kirchen, Burgen, Schlösser und Ruinen: Zeugen römischer Herrschaft, Zeugen sonnenköniglicher Verwüstungen, Zeugen unzähliger Kleinkriege — Wechsel von Tod und Leben, Zerstörung und Wiederaufbau. Ein vielbegehrtes, vielumstrittenes Land.

Und kostbar ist seine Erde! Tod und Leben rücken zusammen, Tod und Bacchus stehen Schulter an Schulter. Üppig wachsen die Friedhöfe in den Weinberg hinein. Ein heller Stecken fiel uns auf, ein menschlicher Beinknochen war's, den der Weinbauer aus Laune oder weil er ihn passend fand, als die junge Rebe gebunden. Ja, gewißlich das Schienbein eines Winzers, der so oft die Gehsteige hinaufgestapft war, daß sein Knöchlein auf dem Friedhof nicht Ruhe hatte und sich wieder aufmachte, um mitzuhelfen.

Heiterer Ausklang.

In Beilstein endete die Zweimännerfahrt. Beilstein! Gleich einer in Felsen gehauenen Stanze baut es sich auf mit seinen Häuserzeilen, mit Kirche und Burg.

An der Terrasse des Gasthauses klebt vorgeschoben ein Pavillon. Hier saßen die Männer und tranken bis in die Nacht... Drei Tage hatten sie geschwiegen, hatten gern geschwiegen, aus stiller Uebereinkunft nur das Nötigste gesprochen. Nun redeten sie, schwärmten und sangen.

Spät stiegen sie noch einmal durchs schweigende Dorf auf die Höhe und sahen hinab in das zur Nacht gesammelte Tal. Schimmernd zog der Fluß seinen vollendet schönen Bogen durchs Land, einen Bogen wie eine Mondsichel. Ja, eine Mondsichel lag dort unten riesengroß auf der Erde und spiegelte die Sterne.

„Ist an der Mosel eigentlich kein Dichter und Sänger geboren?" fragte der Mann aus dem Blaufelchen. Der andere dachte nach, Nikolaus von Cues fiel ihm ein, aber das war wohl kein Dichter...

Die Mosel gluckste herauf: sie braucht keinen Dichter, sie ist ein Liebeslied Gottes an die Erde.

Truppenübungsplatz

Von Bernhard Schulz

Hier wird die Sonne nicht von Bergen verdeckt, ihre Erbarmungslosigkeit nicht durch Schatten gemildert, hier spürt man, was Sonne ist, schleichende Sonne am fahlblauen Himmel. Rotes unerbittlich sengendes Gestirn brennt ein Loch in den Erdball. Das Loch ist die Heide. Munsterlager, Sennelager, Döberitz. Baumloses, aschgraues Plakat: Truppenübungsplatz, von Postkarten und Soldatenzungen geschmäht.

Nie wird man diese Tage vergessen können, Tage im Juli oder im August, Stunden, da man früher an blauen Flüssen lag und badete. Schweiß brennt auf den Lippen, die Schenkel sind wund gelaufen. „Gewehr umhängen! Ohne Tritt — marsch!" Die Zunge liegt wie eine dürre Frucht im Munde, das Koppel zieht die Hüften lahm, die Füße sind bleischwer.

Oh, man wird den Rhythmus dieser Märsche niemals von sich abtun können. Nach Jahren noch, am Amboß und am Pfluge, im Büro und auf einsamer Landstraße klingt uns diese Melodie im Ohr. Sechs Mann vorauf, so war es immer, drei Trommler, drei Pfeifer, Spielmöpse auf dem Marsch, Hornisten und Melder im Gefecht. „Kopf hoch, Kopf hoch!" Lockmarsch! Und „Singen"! Die Zugführer drehen sich nach ihren Leuten um... „Raus damit!" Und die Leute schmeißen raus, was drin sitzt, Begeisterung, Zorn, Müdigkeit und Schmerz.

Eine weißgraue Staubwolke ist immer da, dick wie Wolle. Die Kompanie kann ihr nicht entfliehen. Viele hundert Füße rühren den Staub der Wege auf. Sand knirscht zwischen den Zähnen. „Es wollt ein Madel früh aufstehn, dreiviertel Stund vor Tag"... Sing' das noch mal, du! „Es wollt ein Madel... ein Madel..." Das Herz weitet sich, die Augen werden heller, die Füße sind nicht mehr so schwer. Knatternd fällt unser Lied die einsamen Föhren an. Die Trostlosigkeit dieser entvölkerten Heide ist riesengroß. Entsetzen überfällt einen, aber auch Hoffnung, so sehr ist man dem Soldatischen untertan. Wer jetzt Brombeeren suchen dürfte!

Den Stahlhelm schieben wir kaum merklich ins Genick. Der erste Kragenknopf darf aufgemacht werden, Bataillonsbefehl. Das Gewehr wechselt, es ist, als schulterten Mäher ihre Sensen, schwungvoll, exakt, ein schönes Bild. Die Leute halten sich brav. Bisweilen steht der Hauptmann da und schaut jedem ins Gesicht. Der Gaul läßt den Kopf schon hängen, aber durch die Kompanie geht ein Ruck wie ein Klingelzeichen auf Wache. Die Reihen straffen sich, gehen auf, Tritt folgt auf Tritt. Die Augen fliegen nach rechts, ein Lächeln zuckt auf, und Eifer befällt das Herz. Dieser Marsch ist Schmiedearbeit, Entsagung, Kraft, Beherrschung, man will doch wissen, was mit einem los ist. Unsere Väter sind auch marschiert, denen pfiffen die blauen Bohnen um den Stahlhelm, in deren singende Kolonnen rissen Granaten ihre klaffenden Lücken... Aufgehen! Aufgehen! Seitenrichtung! Vordermann! Argonnerwald um Mitternacht! Drei... vier!

Unser Lied braust über die Heide. So singen wir niemals wieder. Fast mit jedem Kilometer steigert sich unsere Kraft, wächst unser Mut. Wir sind nicht umsonst Soldaten der deutschen Nation! Unsere Muskeln sind hart und zäh. Wir wissen nichts mehr von Jugend und Tändelei und Wohlergehen. Wir kennen im Augenblick des nicht mehr: Blaue Flüsse, Mädchen, Musik, Wiesen mit Schlüsselblumen. Uns erfüllt nur dieses eine Gesetz: Gehorchen, aushalten! Leistung ist unser Leben. Wir haben jetzt auch kaum noch den Wunsch zu rasten, wir setzen einen Fuß vor den anderen, „drei... vier!" Wir sind Soldaten...

Daß wir plötzlich ein Ziel haben! In der Nacht, als wir aufbrachen und unsere Glieder noch vom Schlaf gefesselt waren, da schien alles sinnlos. Kämpfen, marschieren, sich die Schenkel wund laufen? Warum? Trockene, staubige Luft, Kilometer um Kilometer, Marschrichtung unbekannt. Und dennoch das Ziel vor Augen: Hart werden! Sand und Heide und splittrige Föhren. Ein Gasthaus, buntbemalt, ein Kirchlein mit einem Glockenturm. Aber im Vorbeimarschieren erkennt man die brettergerippten Wände. Vorspiegelung, Attrappe. Dieser Anblick ist fahle Enttäuschung, er zermürbt das Herz mehr, als wären wir wirklich an einem Gasthaus, an einem kühlen Kirchlein vorbeimarschiert. Diese Ausgestorbenheit, dieses Bild, nur der Zielansprache dienend, ist neue Härte auf unserem Wege, sie bedeutet Prüfung und Verzicht.

Gibt es dies irgendwo, Bauernhöfe und grasendes Vieh, reifende Aecker? Gibt es Blumen und Gasthäuser und die wohltuende Kühle alter Kirchlein? Ja, wir wissen, wie herrlich unsere Heimat ist. Aber um es ganz zu begreifen, müssen wir marschieren, um es ganz zu wissen, nehmen wir lächelnd die Qual dieser Uebung auf uns. Wir kennen uns in allen Arten aus: Angriff, Verteidigung, hinhaltende Verteidigung. Vier Wochen lang sind wir durch den Sand dieser Heide gewatet, haben wir Durst und Hitze ausgestanden und Staub geschluckt.

Sechs Mann vorauf, drei Trommler, drei Pfeifer, so war es wohl? Wir werden in Jahren noch diesen Rhythmus spüren und uns an alles erinnern, was damals gewesen: Härte und Kraft und jeder Mann ein anschlagbereiter Posten vor dem Heiligtum seines Volkes. Gibt es eine Erinnerung, die stärkender ist als diese?

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 62 | 10. August 1938 | 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Roman von Wolfgang Marken

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

14)

Als Richard später der Mutter allein gegenübersaß, fühlte er im Kopfe eine entsetzliche Leere. Er starrte auf die Zeilen, die er in sein Notizbuch geschrieben hatte und versuchte, sich zu konzentrieren.

Frau Rogaller strich ihm mütterlich über die Stirn.

„Was quält dich, mein Sohn?" fragte sie gütig.

Ihm war zumute, als wenn die liebenden Mutterhände alles in ihm beruhigten. Langsam formte sich, was er aussprechen wollte.

Stockend begann er zu erzählen, berichtete von dem Gespräch, das er mit dem Geheimrat geführt hatte. Mit heißem Herzen widerholte er die Forderung Robert von Kahrs.

„Ja... oh... er hat recht. Alle Mütter der Welt müßten aufstehen und gegen alle kämpfen, die leichtfertig und gewissenlos... den Krieg als Geschäft nehmen! Du bist doch auch eine Mutter! Du hast gelitten wie Tausende und aber Tausende. Hast du nie dran gedacht, daß... mein Vater drüben... Waffen und Munition bedenkenlos denen verkauft, die eben Geld haben, sie zu bezahlen? Daß er jedem und allen... den Tod in die Hand gibt? Glaubst du, daß ich mich schäme... unsagbar schäme vor dem Manne, der mir helfen will — der seine Söhne im Kriege verloren hat — weil ich ein Rogaller bin!"

Hilflos sah Frau Rogaller den Sohn an.

„Ja, ja!" stimmte sie ihm zu. „Glaubst du, daß es mir anders geht? Ich bin gleichgültig gewesen, über die Dinge hinweggegangen. Was habe ich in den Jahren danach gefragt, was William Rogaller tut? Es ist Sünde, ich weiß es... und ich kann doch nichts dagegen tun!"

„Mutter, du mußt Vater schreiben, du mußt an sein Herz appelieren!" drängte Richard.

„Er hat doch kein Herz, Richard. Er lebt dem Geschäft, nur dem Geschäft, und die Zahlen berauschen ihn, nicht das lebendige Leben. Er ist mir fremder als ein anderer Fremder, er steht mir so fern!"

Qualvoll seufzte Richard auf.

„Ich will mit Hilligon reden", sprach Frau Rogaller wieder. „Er ist der väterliche Freund unseres Hauses. Er... hat eher Einfluß auf Vater als ich und du."

„Ja, tue es!"

Eine Weile war Schweigen zwischen Mutter und Sohn, bis Frau Rogaller zögernd fragte: „Und... weißt du... wann die Operation stattfinden wird?"

„Es ist noch nicht so weit... hat der Geheimrat gesagt. Aber... immer, wenn ich drüber nachdenke, Mutter... dann... weißt du... ich kann mir's nicht vorstellen, daß ich noch einmal gesund werden könnte... noch einmal... richtig Mensch werde. Was bin ich denn? Immer gehe ich wie im Nebel... und nicht drei Schritt weit kann ich sehen. Ich war es ja schon zufrieden, daß ich... einmal einen Tag... ohne Schmerzen war, daß ich... sogar... denken konnte wie ein richtiger Mensch... daß nicht alles zerflatterte. Ja, das erschien mir wie ein Geschenk. Ach, Mutter... wäre erst alles vorbei!"

* * *

„Ich habe Angst gehabt!" gestand Corinne dem Verlobten, als sie allein mit ihm auf der kleinen Seitenterrasse saß.

„Um mein Leben, Corinne?"

„Um deine Liebe, Richard!"

Richard Rogaller zuckte zusammen und sah Corinne unsicher an.

„Ich versteh dich nicht! Du hast immer zu mir gehalten. Und... ich liebe dich!"

„Ja, Richard, ich glaube dir. Aber... gebangt hat mir doch. Immer, wenn ich die schöne Frau sehe..."

„Von wem sprichst du?"

„Von Frau Anna!"

Richard sah nachdenklich vor sich hin. Dann atmete er schwer.

„Frau... Anna!" sagte er nachdenklich. „Ja, sie ist... schön... so anders schön... so...! Man hält manchmal den Atem an, wenn man neben ihr geht. Aber sie liebt nur ihren Jungen. Ja, Corinne... sie... sie hat doch den Gat-

ten im Kriege verloren. Der Geheimrat hat es mir gesagt. Und ... sie hält ihm die Treue bis über den Tod!"

„Bis über den Tod!" Corinnes Augen lagen in weiter Ferne, und ihr Herz schlug schneller. Dann schlang sie den Arm um Richard und fragte mit bebender Stimme: „Wirst du mich auch noch lieben ... wenn ich einmal nicht mehr bin?"

„Ja, Corinne!" sagte Richard ernst und nahm ihre beiden Hände.

Dann lag sie an seinem Munde und küßte ihn in verzehrender Leidenschaft, als wolle sie die kurzbemessene Lebensfrist noch auskosten im Glück.

* * *

Am Abend sangen die Domspatzen im Park.

Der Tag war warm gewesen, und die Wärme lag noch am Abend im Park. Langsam ging das Licht zurück, und die Dämmerung sank nieder. Nur ein paar einsame Lampen brannten.

Am Pavillon aber standen die Domspatzen und sangen:

Es kommt die Nacht gegangen,
Gibt allen Müden Ruh',
Den Starken und den Bangen,
Sie deckt sie alle zu.
Der Schlaf nimmt alle Sorgen,
Nimmt Gram und alles Leid.
Hoffnung auf schönes Morgen
Hält Mutter Nacht bereit.

Corinne stand mit Richard an einen Baum gelehnt und drückte schmerzhaft Richards Hände.

Hoffnung auf schönes Morgen! sprach ihr Herz, und eine glühende Dankbarkeit erfüllte sie. Wie eine Offenbarung erschien ihr der reine, erschütternde Sang der Kinder und Jünglinge.

Im Traume wird verloren
Des Tages schlimme Hast.
Kraft wird aufs neu' geboren,
Der Friede kommt zu Gast.
Es schließen sich die Wunden,
Es wird das Herz so weit,
Denn in des Schlafes Stunden
Ruht Gottes Ewigkeit.

Da sank Corinne Golds schönes Haupt nieder, und die Tränen benetzten es. Sie war aufgelöst in Schmerz und Freude, und wie Erlösung kam es über sie.

Richard spürte, wie die Tränen auf seine Hände fielen.

„Warum weinst du, Corinne?"

„Ach ... ich ..." stammelte das Mädchen überwältigt. „Ich ... ich bin so glücklich ... du ... Richard ... dieses Lied ... zum ersten Male hat's mir Frieden gegeben! Hast du gehört, was sie gesungen haben? Und in des Schlafes Stunden ... ruht Gottes Ewigkeit! Du ... Liebster ... ich glaube nicht mehr an den Tod! Gott ist doch ewig ... nicht wahr, Richard ... Gott ist ewig ... und wenn Gott ewig ist, dann ist's auch das Leben! Hörst du, Richard ... wir können nicht sterben ... nein, nein ... wir leben ewig ... wir gehen nur durch die große Wandlung hindurch. Nichts wird verloren auf dieser Welt!"

Und wieder packte sie das Schluchzen, aber es war ein Weinen, das eine gequälte Seele erlöste, die Resignation in Frieden wandelte.

Aber nicht nur Richard und Corinne, nein, alle waren von den Liedern der Domspatzen ergriffen und erschüttert. Die Reinheit der Stimmen, die göttliche Harmonie ergriff sie, und in dieser Stunde waren alle Herzen gut und rein, kein irdischer Wunsch regte sich in ihnen in dieser Stunde göttlicher Beglückung.

* * *

Und nun ist die Nacht gekommen.

Die Stille liegt über Luisenthal. Die Buben liegen auf ihren Lagern und träumen mit roten Backen.

Frau Anna und Richard Rogaller sind längst nach Hause gewandert. Die Gäste sind zur Ruhe gegangen.

Nur in dem Musikzimmer, das zugleich das Arbeitszimmer ist, sitzt der Domkantor am Harmonium und probiert ein neues Lied.

Viele der Lieder der Domspatzen sind von ihm. Er ist kein großer Dichter, aber er schreibt einfache, innige Verse, aus denen die Melodie von selber springt.

Er zaubert förmlich die schönsten Melodien zu seinen Versen. Wer sie schärfer anschaut und gut hinhört, der spürt, daß sie bei aller Einfachheit voll Seele und von einem tiefen Sinn erfüllt sind.

Plötzlich beginnt er zu singen. Leise blüht die Stimme auf, schwillt an, wird stärker und strahlt auf in unsagbarem Wohllaut, voll mitreißender Schönheit.

Der Domkantor singt:

Du hast sie mir gegeben
Herr über Tod und Leben,
Herr über Glück und Leid
Für alle Ewigkeit.

Ich will sie treulich pflegen,
Zum Preis dir, mir zum Segen,
In tiefer Dankbarkeit
Für alle Ewigkeit!

Was hast du mir gegeben,
Herr über Tod und Leben?
Die Liebe gabst du mir,
Mit ihr, Herr, dien' ich dir!

Die Menschen erwachen aus dem Schlafe und lauschen. Der Wohllaut einer Stimme, die erfüllt ist von der Demut und Kraft eines wahrhaften Mannes, der im Innern noch ein reines Kind geblieben ist, spricht aus dem Sang.

Sie halten den Atem an und lauschen. Eine tiefe, beglückende Erschütterung geht durch ihre Seelen, und sie vermeinen, noch nie einen Menschen so singen gehört zu haben, so ganz erfüllt von dem Herzen.

Die Therese sitzt noch mit der Zenzi und Frau Loni zusammen. Sie arbeiten kleine Hemdchen und andere zierliche Wäschestücke.

Und als die Töne des Liedes zu ihnen klingen, da lassen sie die Hände sinken und lauschen.

„Der Herr Domkantor singt!" spricht die Therese leise und feierlich, und ihre Augen sind verklärt und fromm. Unwillkürlich falten sich ihre Hände.

Frau Loni, die einfache Frau, denkt in ihrem Herzen, daß doch jeder Mensch gut werden müsse, wenn er diesen Sang hört.

Und die Zenzi ... sie ist tiefergriffen. Sie ahnt, was in dem Bruder vorgeht, daß er sich die Sorge um sein Glück vom Herzen singt.

Sie hat dabeigestanden, als Richard und Anna sich verabschiedeten und hat den Bruder beobachtet.

Sie sah den Blick, den Richard Frau Anna zuwarf, aus dem eine stumme Huldigung, gesteigert bis zur Hingerissenheit, sprach. Und sie wußte, daß auch der Bruder den Blick gesehen hatte.

Richard Rogaller war mit Corinne Gold verlobt.

Ja, das war wohl so, aber Frau Anna war in sein Leben getreten, jene Frau, die alle Männer so seltsam ansah, als müßten sie sich Gewalt antun, daß das Begehren des Herzens nicht in die Augen vordringe.

Zenzi begriff, wie stark das Kraftvolle in Frau Annas Erscheinung auf den kranken, leidenden Richard wirken mußte. Vielleicht war's nur ein instinktives Anklammern, ein Hoffen, daß ihre Kraft und Gesundheit auch auf ihn überstrahle, vielleicht erwachte aber auch eine Leidenschaft in Richard, die allen nur Schmerzen bringen konnte.

Sie wußte es nicht!

Aber eins wußte sie: Daß der Bruder spürte, daß er kämpfen mußte um die geliebte Frau. Und daß er kämpfen wollte.

Sie erhob sich und sagte: „Ich bin müde. Morgen ist auch noch ein Tag. Gute Nacht!"

* * *

Zenzi trat zu dem Bruder ins Zimmer.

Ein anderes Lied klang jetzt durch den Raum, fröhlicher, hoffnungsfroher. Das Lachen fehlte nicht in den Tönen.

Sie bleibt an der Tür stehen und lauscht. Der Bruder, zu sehr versunken, hat sie nicht eintreten hören, und sie will ihn nicht stören.

Aber der Domkantor spürt doch, daß er nicht mehr allein im Raume ist.

Plötzlich brach er ab und wendete sich um.

„Du bist es, Zenzi!"

„Ja. — Du singst wieder?" fragte sie schwer.

Stephan Inniger antwortete nicht gleich, aber dann erhob er sich ungestüm.

„Ja", sagte er schnell, „ich singe wieder! Ich will singen, denn ... ich will Anna gewinnen. Ich glaube ... es muß sein, daß ich alles in die Waagschale werfe, daß ich um sie kämpfe. Ich will nicht mehr warten und beiseitestehen!"

Zenzi antwortete nicht gleich, sie sah nachdenklich vor sich hin.

„Einmal schon ... hat dir das große Geschenk der Natur, deine Stimme ... Schmerzen gebracht!"

„Ja. Aber es ist vieles anders geworden. Damals war ich ein junger Mensch, noch kein Mann."

„Du irrst dich!"

„Ich war weicher, ich ... konnte mich nicht wehren. Ich war hilflos ... den Frauen gegenüber. Ich bin älter geworden, reifer, und sehe die Dinge ganz anders an. Du kennst mich, Zenzi ... ich ... bin nicht eitel. Wahrhaftig nicht. Ich will nur der Domkapellmeister bleiben! Nichts anderes!"

„Wenn du wieder singst — und das wirst du selbst gefühlt haben, dein Organ ist ausgeruht, voll Kraft, vielleicht schöner denn je — dann kannst du nicht der Domkapellmeister bleiben, der in der Stille Segen wirkt. Die Menschen würden dich herausreißen aus deinem stillen Heiligenberg. Und ... wahrlich, ich würde es verstehen. Das habe ich längst erkannt, so groß auch die Eitelkeit des einzelnen Individuums sein kann, im Grunde genommen will doch jeder beglückt, erfreut sein, sucht jeder das Erlebnis! Manchmal habe ich mir schon überlegt, ob ... du nicht unrecht tust, wenn du das Geschenk der göttlichen Natur ... verbirgst, aus Angst, daß du dich abermals verlieren könntest!"

(Fortsetzung folgt)

Moselfahrt im Paddelboot

Von Rudolf Wulfurtange

Um es gleich zu sagen: eine Frau und ein Dichter sind nicht dabei. Die weibliche Hauptrolle spielt die Mosel selber, spielt das strömendreibende Element des Wassers. Die andern Rollen verteilen sich auf zwei Boote und auf zwei Männer gesetzten Alters mit jahrelanger Ueberarbeitung und Sorgenspeck.

Blaufelchen kämpft mit der Stromschnelle.

Wir wollten uns am ersten Nachmittag etwa dreißig Kilometer abwärts treiben lassen — die Mosel lehrte uns ein anderes Maß, bei jeder Ecke gab's Gegenwind.

Aber nun kommt die große Stromschnelle in Sicht. Pfeilschnell werden wir hindurch schießen! So dachten wir. „Zicke zacke ahoi! Und rauschende Fahrt!" riefen wir einander zu. Aber mitten im besten Schießen stürzte sich rasender Wind auf uns, unsere Boote tanzten und kamen nicht einen Strich weiter. Gleich stark waren Stromschnelle und Gegenwind. In tausend borende Fäuste hatte die Stromschnelle sich verwandelt, bruchfeste Boote wurden zu Nußschalen, aus Paddeln wurden Zahnstocher. Das rote Boot hielt sich tapfer. Aber das blaue! Stampfen und Rollen, dann Schlingern, schließlich begann es nervös zu wedeln und versuchte, in Zitterbögen auf die nächste Klippe loszugehen.

Wir hatten uns beim Aufspannen der Boote ein bißchen beeilt. Aber dennoch hatte das Aufbauen des ersten Bootes zwei Stunden gekostet, wir waren nicht recht in Uebung. Scharniere verbogen sich, eine Zange mußte aus dem nächsten Dorf geholt werden, und so weiter. Das zweite Boot brachten wir in zwölf Minuten zu Wasser. Ob vorn und hinten, rechts und links etwas vertauscht würde, konnten wir allerdings dabei nicht berücksichtigen. Spanten paßten nicht, Schieber wollten die Strebenenden nicht aufnehmen — bald waren die Rippen zu lang und bald zu kurz, Spieren wuchsen und schrumpften uns unter den Händen, gar nicht zu reden von den Nuten! Das Innere des blauen Bootes hatte viel Aehnlichkeit mit einem im Dunkeln gegessenen Fisch, an dem einer den Appetit verlor vor Gräten. Auch außen war es unheimlich anzusehen, seltsam lebendig wie das Schwanzstück einer Seeschlange. Dazu trug es den in jeder Hinsicht lieblichen Namen „Blaufelchen".

Die Stromschnelle donnerte, der Himmel donnerte, hinter der Felsennase zuckten Blitze. Das rote Boot suchte hilfreich Blaufelchen anzusteuern, unmöglich, Windschläge hieben dazwischen. Koste es, was es wolle, wir mußten ans Ufer! Aber die Paddel konnte der Mann im Blauen nicht mehr gebrauchen, er mußte ja lose Spanten ersetzen, schlotternde Scharniere stützen. Er lag im Bauch des Fisches, mußte Wirbelsäule und Gräten darstellen, mit den Zähnen die Gummihaut über Wasser halten. So hatten Boot und Mensch sich ineinander verbissen.

Das Gewitter zog vorüber, die Stromschnelle donnerte wieder allein, Blaufelchen schluckte viel Wasser.

Ein Milchwagen bringt Hilfe.

Auf der Uferstraße hielt ein Milchwagen, der Kutscher rief uns an, wir verstanden ihn nicht. Da stieg er eilig vom Bock herunter, lief bis ans Ende einer Kribbe und fischte etwas heraus — ein Luftkissen! Ueberlegte, rannte zum Wagen zurück, ströppte den Pferden die Zügel ab, riß eine Milchkanne an sich und rannte wieder ans Ufer.

Dem roten Boot war es inzwischen gelungen, an der Kribbe zu landen. Der hilfsbereite Kutscher wickelte ein Zügelende um die Faust, ans andere knüpfte er die Milchkanne, zielte und warf. Genau neben Blaufelchen spritzte die leere Kanne ins Wasser, der Schiffer im kleinen Kahn konnte sie glücklich erwischen.

Ein schwankend Wrack aus Gummihaut und wildem Durcheinander von Stäben wurde ans Land gezogen, und hoch zu Milchwagen fuhren bald darauf Boote und Männer beim Gasthof des nächsten Dorfes vor.

„Hätten sie eine Frau mitgenommen, dann wäre das nicht passiert!" dachte Blaufelchen und spuckte viel Wasser. Die Moselfahrer aber saßen geborgen und tranken mit ihrem Retter Graacher Himmelreich.

„Die Mosel blüht!"

Am anderen Morgen wurde das mißglückte Boot aus der Tiefe stürmischer Erfahrung neu ausgebaut. Der Regen strömte. „Selbstverständlich fahren wir", riefen die Männer, denn die Mosel blüht!"

Die Mosel blüht! Von Schaumflocken ist der Fluß bedeckt wie von zerstreuten Blütenblättern. Wasserpflanzen sondern diesen Schaum ab: ein untrügliches Zeichen für gutes warmes Wetter.

Am Mittag brach die Sonne durch, schlug ein Loch in die graue Wolkendecke, wo wir es gar nicht erwartet hatten. Bei den vielen Krümmungen verliert man unter wolkendichtem Himmel jede Richtung. In großen Schleifen umflutet der Strom die Schieferberge und bewaldeten Kuppen, und treibt man flußab, so erblickt man oft von links nach rechts denselben Bergumriß mit Burg oder Ruine, den man zwei Stunden vorher von rechts nach links gesehen hinter sich ließ.

Ein Schifflein kam gezogen ...

Langsam wird dein Boot von der still kreisenden Strömung gedreht, mählich links und mählich rechts herum. Du brauchst nicht den Kopf zu wenden: Bild an Bild zieht an deinen Augen vorüber, von rechts her aufgerollt und nach links wieder abgerollt.

Ja, auf lange Strecken ist dieser Fluß so gefahrlos freundlich, so sinnvoll gekurvt und richtig bewegt, daß man sich träumend treiben lassen kann. Und wenn Träumen und Wachen Blätter desselben Buches sind, dann bringt die Mosel es fertig, beides auf eine einzige Seite zu schreiben. Mühelos wandelt sie den Menschen durch die Landschaft und die Landschaft durch den Menschen.